



Frankfurter Allgemeine Zeitung	Suchbegriff: Komische Oper		
28.01.2009	Verbreitete Auflage:	395.175	Anzeigenäquivalenz:
Tageszeitung / täglich	Reichweite:	833.876	Seite: 33 / oben links

41232 - 1 - WH - TZ - 13441453 - SV t - FLP - ===

Sympathisch sind diese Kapitalisten nicht

Peter Tschaikowskys Oper „Pique Dame“ an der Komischen Oper Berlin

„Brenne, brenne helle, um nicht auszulöschen. Eins, zwei, drei.“ Peter Tschaikowskys Oper „Pique Dame“ wird mit einem Chor kleiner Mädchen eröffnet. Wenig später imitieren Jungen das Militär. Die Oper beginnt also mit dem Einüben sozialer Rollen: die Mädchen als Hüterinnen des Herdfeuers, die Jungen als Soldaten. Mit einem Spiel – einem Kartenspiel – endet die Oper auch. Der deutsche Offizier Hermann hat verloren und tötet sich. Zuvor sang er: „Was ist unser Leben? Ein Spiel.“ Zwischen Kinderspiel und Kartenspiel spannt sich das Stück. In der Mitte gibt es als Spiel im Spiel ein Schäfer-Intermezzo in Mozartschem Idiom. Das Leben als Spiel, in dem der Einzelne seine Rolle finden muss – darum geht es, der Architektur nach, in „Pique Dame“.

Was macht nun der Regisseur Thilo Reinhardt in seiner Inszenierung an der Komischen Oper Berlin? Er streicht erst einmal den Kinderchor. Nicht um Architektur und Form geht es ihm, sondern um Psychologie. Hermann ist bei ihm ein Ordnungsfanatiker und ein armes Würstchen. Er kommt mit dem riskanten Lebensstil der neureichen Russen nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht mehr mit. Und dann verliebt er sich auch noch in die mondäne Lisa, die Verlobte des Fürsten Jeletzki. Hermann dreht durch. Für Reinhardt ist „Pique Dame“ die musikalische Beschreibung einer Psychose. Er zeigt die Persönlichkeitspaltung Hermanns sogar durch eine Verdopplung des Darstellers.

Drum herum, in der Hotelloobby, schlachtschiffgrau und panzerspähwa-

genrün (Bühne: Paul Zoller), tummelt sich die mitleidlose Schickleria des Spaßkapitalismus. Im Schäfer-Spiel macht man sich über den Kommunismus lustig: Daphnis und Chloë formieren sich, Hammer und Sichel in die Höhe streckend, zu Wera Muchinas Standbild „Arbeiter und Kolchosbauerin“ von 1937. Sympathisch sind diese Kapitalisten nicht. Sie vergewaltigen in der letzten Szene sogar Lisa, die – anders als bei Tschaikowsky – nicht ins Wasser ging. Böse Menschen also, richtig böse Menschen.

Doch nach Gut und Böse fragt Tschaikowsky gar nicht, sondern nach Glück und Unglück. Denn er ist Tragiker. Er hat Mitleid mit dem Unglücklichen, aber auch Respekt vor festen Formen. Wenn er zwischen Seelen- und Gesellschaftsmusik unterscheidet, ist letztere nicht verlogen. Mozart war Tschaikowskys Ideal der Kongruenz von Seele und Form. Formen gewähren Schutz und Halt. Nach dem Sinn solcher Formen zu fragen liegt Reinhardt fern. Stattdessen also Kritik und Psychologie. In der Psychologie allerdings ist Reinhardt, sind auch die singenden Darsteller an der Komischen Oper ziemlich gut. Die Spannung zwischen den Figuren ist hoch, jeder Gang, jeder Blick durchdacht und alles echtes Musiktheater, nicht kostümiertes Konzert.

Sängerisch horcht man bei den kleinen Rollen auf: Thomas Ebenstein als Tschechalinskij, Jan Martinik als Surin haben leichte, elegante und klar deklamierende Stimmen. Karolina Gumos als Polina wartet mit einem schlank geführten, doch warm leuchtenden Alt und hoher Textver-

ständlichkeit auf. Kor-Jan Dusseljee als Hermann liegt das irr-apatheische Spiel bemerkenswert gut. Die Lisa von Orla Boylan könnte man sich weniger dramatisch denken, obwohl es sinnvoll ist, wenn man ihr, wie hier, die innere Nervosität, das seelische Zermürbtsein stimmlich anhört.

Natürlich ist Anja Silja als alte Gräfin der Star des Abends. Sie schweigt in ihren Erinnerungen als moskowitzische Venus von Paris wie eine Bilderbuch-Diva. Und wie sie dann, eine Mischung aus Marlene Dietrich und Juliette Gréco, aus ihrem Paillettenkleid steigt und dazu jenes französische Lied singt, das Tschaikowsky von André Grétry entlehnt hat – das muss man gesehen und gehört haben. „Die Lust hat eignes Grauen und alles hat den Tod“, heißt es bei Eichendorff. Lust, Grauen, Tod – das bringt Anja Silja hier schauervoll großartig auf den Punkt.

Als Dirigent war wenige Tage vor der Premiere Alexander Vedernikov, der musikalische Leiter des Moskauer Bolschoi-Theaters, eingesprungen. Ein Glücksfall. Denn Vedernikov besitzt Ruhe, Umsicht, Kenntnis und Geschmack. Genauigkeit ist schon seit längerem eine Stärke des Orchesters der Komischen Oper. Jetzt kommen Diskretion und Behutsamkeit dazu. In den Holzbläsern hört man, dass unterschiedene Artikulation nicht überscharf sein muss. Das Rauschen der Mainachtluft im zweiten Bild bei Streichern und Harfe allein lohnt schon den Besuch dieser Produktion, die szenisch Geist zu oft mit Zeitgeist verwechselt, musikalisch aber fern aller Hast und Hysterie zu fesseln vermag.

JAN BRACHMANN